

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 4

Artikel: Die Lilien auf dem Felde
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jesson-Dibley musste seine ganze Ueberredungskunst anwenden, um Parsons dazu zu bewegen, ins Gefängnis zurückzukehren. Während Scotland Yard fieberhaft Night Clubs, Kirchen, Schiffe und Flugzeuge durchsuchte, leistete sich «Scarface» noch ein letztes Stücklein: Er spendete seiner jungen Gattin und den beiden Töchterchen in einem Restaurant ein Abschiedsessen bei Kerzenlicht. Dann nahm er Abschied von ihnen und begab sich allein zum Gefängnis.

«Scarface» hat versprochen, sich als Musterinsasse zu verhalten, bis das Ergebnis der neuen Untersuchung bekannt ist. Tausende von Lesern der Boulevardpresse warten jetzt darauf, ob eine der reizvollsten Kriminalgeschichten der letzten Jahre ein «Happy End» erhalten wird, oder ob mit einem neuen Kapitel zu rechnen ist.

Adèle Baerlocher

D I E L I L I E N A U F D E M F E L D E

Wie war das nur in unserer Jugend, deren verflossene Jahre bereits bedenklich in die Aera der «guten alten Zeit» abzugleiten drohen? Damals war man eine junge Mutter mit zwei winzigen süßen Kinderchen; und um ja nichts falsch zu machen und die zarten Seelchen womöglich zu verbiegen, hörte man sich mit wahrhaft lodender Begeisterung pädagogische Vorträge an, vertiefte sich in die einschlägige Literatur und versuchte, wenn immer möglich, mit Erziehungsberatern ins Gespräch zu kommen. Es wäre ja nicht auszu-denken gewesen, wenn der kleine Muck sich später zu einem komplexbeladenen Martin und sein Schwesterchen zu einer Katrin voller Minderwertigkeitsgefühlen ausgewachsen hätte.

Man verfolgt unermüdlich und mit nie erlahmendem Wissensdurst die neuesten Erkenntnisse Erziehungsbewanderter, die Geduld, Geduld und nochmals Geduld im Umgang mit Minderjährigen predigten, strikte Selbstbeherrschung und ein unentwegt heiteres, ausgeglichenes Wesen verlangten, Strafen wie Ohrfeigen und Haarezupfen empört ablehnten und solche Massnahmen durch Traurigansehen und «sachliche Aussprachen» zu ersetzen beliebten. Sie wurden auch nicht müde, den Müttern und Vätern als beste und alleinseligmachende Methode das «eigene gute Beispiel» zu preisen. Ach ja, dieses Beispiel — es gab mir viel zu schaffen. Eltern sind bekanntlich unzulängliche Geschöpfe!

«Nichts übt einen so nachhaltigen Einfluss auf kindliche Gemüter aus wie das gute Beispiel», stand da immer wieder gedruckt; so erklang es auch vom Katheder bei den schon zitierten pädagogischen Vorlesungen, «eine fröhliche Mutter wird fröhliche Kinder ihr eigen nennen. Ein Vater, der Redlichkeit und Fleiss vorlebt, wird seinen Knaben und Mädchen von jung an einpflanzen, dass ehrliche Arbeit die beste Existenzbasis bedeutet. Predigen und Ermahnen wird nicht viel ausrichten; das eigene Beispiel jedoch . . .»

Es prägte sich mir damals tief ein, und ich liebte es, auch Peter, den Vater von Muck und Katrin, an diese wichtige erzieherische Tatsache zu erinnern. Männer haben für solche Aussprüche merkwürdigerweise zwar viel weniger Sinn.

«Ach ja», pflegte Peter dann amüsiert zu sagen, «nimm es nicht so tragisch! Ich glaube nicht, dass es Muck schadet, wenn ich ihm energisch befehle, seinen Teller endlich auszulöffeln, weil ich es nicht leiden kann, wenn er immer noch seine Spinatsuppe isst, während wir bereits am Dessert sind. Ich mache ihm das ja auch nicht vor! Und wenn Katrin am Sonntag schon um sechs Uhr morgens mit schallender Stimme singt, so ist es mein gutes Recht, ihr das zu verbieten. Was heisst schon Beispiel? Ich singe um diese Zeit auch noch nicht!» Ganz unrecht hatte Peter nicht: er nannte mich nie mit «wüsten Namen», und doch betitelte Muck, als er in den Kindergarten ging und sein Vokabularium dort vergrösserte, seine kleine Schwester mit «Gans» und «Tüpfi», was sie allerdings nicht tragisch nahm. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass Peter und ich uns gegenseitig oder gar den Kindern geschenkte Schokolade mausten und aufassen, während Katrin diese Untugend in seltenem Masse besass, und sie erst auf-

gab, als sie einmal in flagranti von mir ertappt und mit einem nachdrücklichen Klaps bedacht wurde. Ganz unpädagogisch und komplexfördernd, wie ich nachher vor mir selber zugab! Dann wurden Martin und Katrin Schüler; sie waren beide vergnügte und unkomplizierte Kinder (vielleicht war hier das gute Beispiel einigermaßen wirksam gewesen, denn Peter und ich hielten uns ebenfalls für vergnügt und unkompliziert!) und wir hatten viel Spass miteinander.

Stutzig wurde ich erst ein paar Jahre später, als ich unversehens das Thema «Berufswahl» mit meinem Sohne anschnitt; denn er war nachgerade siebzehn Jahre alt geworden. Hier wäre ohne Eigenlob einzufügen, dass sowohl Peter als ich uns für fleissig hielten, und zwar nicht aus Tugendhaftigkeit und nüchternem Pflichtgefühl, sondern weil uns unsere Arbeit und unser Beruf restlos befriedigte und freute. Es erfüllte uns beide mit Genugtuung, etwas Begonnenes zu beenden, eine neue Idee zu entwickeln, ihr zur Realisierung zu verhelfen; wir vergassen bei der Arbeit Zeit und Umgebung und erwarteten mit gleichbleibender Freude den nächsten Tag, weil er wieder Neues brachte. Das war absolut kein Verdienst; es war uns angeboren; wir hielten es, so sehr stimmten wir darin überein, für selbstverständlich! Besagtes Gespräch fand an einem spätsommerlichen Nachmittag statt: Martin räkelte sich wohligh in einem Liegestuhl auf der Terrasse, ein Bild des Friedens, und hielt ein Buch in der Hand, in das er von Zeit zu Zeit einen Blick warf.

«Hast du schon einmal über deinen zukünftigen Beruf nachgedacht?» begann ich das Gespräch und wartete gespannt auf eine Antwort; denn Mütter hegen über die Fähigkeiten und Anlagen ihrer Sprösslinge gewisse Illusionen.

«O ja», antwortete Martin geruhsam, «das habe ich mir auch schon überlegt. Also auf keinen Fall will ich später so herumspurten wie Vater und du.»

Er sagte tatsächlich «spurten», und unwillkürlich sah ich einen Schnellläufer vor meinem geistigen Auge, der atemlos die vorgezeichnete Piste entlangrast, um als erster ans Ziel zu gelangen. «Schade, dass wir nicht in Monaco leben», fuhr Martin fort, «dort zahlt man keine Steuern und macht keinen Militärdienst. Das wäre ein Land für mich!»

«Dann schwebt dir also als Ideal der Beruf eines Croupiers am Spielkassino vor», reagierte ich nicht ohne Schärfe. Martin gähnte.

«Das wäre gar nicht das letzte. Uebrigens habe ich kürzlich gelesen, dass man in Cuba Oberst werden kann ohne einen Finger zu rühren. Man bekommt einfach eine elegante Uniform und hat ein leichtes Leben.»

Ich glaubte, nicht recht zu hören.

«Nun hast du genug Dummheiten geschwätzt», fuhr ich ihn an, «schämst du dich nicht, so zu reden, wo du doch siehst, wie unermüdlich Vater ist?»

«Schämen? Nein, warum? Vater ist schon recht! Aber ich bin anders; ich will mich nicht so abzappeln . . .»

«Dann wirst du es auch nie zu etwas bringen!»

Martin sah mit der Ueberlegenheit seiner siebzehn Jahre zu mir herüber, ein wenig zärtlich und ein wenig spöttisch und, wie ich zu spät bemerkte, voll Triumph über seine gelungene Bemühung, «d'épater le bourgeois».

Aber irgendein Körnchen Wahrheit war doch in seinen kindischen und albernen Redensarten, wie ich sie bei mir titulierte, und das wurmte mich ein klein wenig und machte mich nachdenklich.

Wie war das nun mit dem vielgerühmten guten Beispiel? Wirkte es sich wirklich manchmal nicht nur positiv, sondern abschreckend aus? Die emsige Ameise als bedauernswertes Geschöpf im Vergleich zur leichtsinnigen und verspielten Grille? Es gab tatsächlich bequeme und phlegmatische Eltern, die Söhne voll Ehrgeiz und Berufseifer auf die Welt setzten, und andere, die sich «abzappelten» und deren Kinder zu den «Lilien auf dem Felde» gehörten, die nicht säen und nicht ernten und die doch ernährt werden.

Ich musste einen tiefen Seufzer ausstossen und mir wieder einmal gesagt haben, dass Erziehung schwer sei und dass sich auf diesem Gebiet die Logik oft in unerreichbare Gefilde verzieht, allen pädagogischen Lehrbüchern und klugen Vorträgen zum Trotz.

«Martin», setzte ich wieder an, «bist du dir eigentlich klar, dass, wenn Vater und ich uns nicht so bemühten, du nicht ein so friedliches Dasein auf dem Liegestuhl führen könntest? Dass du dich mit dem Problem der Berufswahl viel positiver auseinandersetzen müsstest?»

Keine Antwort! Und als ich einen Blick zu ihm hinüberwarf, da war mein Martin sanft eingeschlafen und auf seinem jungen Gesicht lag der Ausdruck desjenigen, der der eigenen Zukunft mit Ruhe entgegenseht!